



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

P.O. germ.

1153ip

Ueber den
religiösen Werth
von
Frik Reuter's
„Ut min Stromtid.“

Ein Vortrag

von

Dr. Bärwinkel,

Pfarrer an der evangelischen Regler-Kirche zu Erfurt.

Erfurt, 1876.

Verlag von A. Stenger.

P. O. germ.
1153 ^{ite}

(Preuter)

Bärwinkel

Ueber den
religiösen Werth
von
Frik Reuter's
„Ut min Stromtid.“

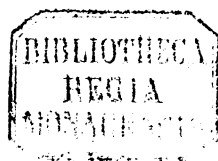
Ein Vortrag

von

Dr. Bärwinkel,
Pfarrer an der evangelischen Regler-Kirche zu Erfurt.

Erfurt, 1876.

Verlag von A. Stenger.



Hochgeehrte Versammlung!

Lamartine hat einmal gesagt, die Romane seien für das Abendland dasselbe, was das Opium für das Morgenland. Ich habe nun freilich das Opium als Genußmittel noch nicht kennen gelernt und habe auch die Lectüre von Romanen niemals leidenschaftlich getrieben. Aber die Vorstellung, welche ich mir vom Opiumgenuß und seinen Folgen mache, paßt etwa zu dem, was auch ich gelegentlich einmal empfunden, wenn ich einen Roman gelesen. Denn ich erinnere mich recht gut noch des Eindruckes, den z. B. Werther's Leiden auf mich gemacht, da ich sie als Primaner zu lesen für nothwendig hielt. Fieberhafte Erregung, ein schwerer Kopf und etwas überspannte Lebensansichten, das waren die natürlichen Folgen, die sich bei mir ebenso wie gewiß bei manchen unter Ihnen einstellten. Und wenn solche Wirkungen selbst eines Goethe Romane haben, was

Wunder, daß man an denjenigen Menschen, für welche die Lectüre der zahllosen Ritter-, Liebes- und Tendenz-Romane die geistige Nahrung bildet, zuweilen etwas Aehnliches wahrnimmt wie an den Opiumpfrenden des Orient! Und woher kommt das? Das liegt theils daran, daß es vielen Lesern der Romane noch an der nöthigen geistigen Reife fehlt, theils aber liegt es auch an den Romanen selbst. Um von den französischen Romanen zu schweigen, so haben auch unsere deutschen Romane bisher sich nur in seltenen Ausnahmen zu wahren Kunstwerken emporgeschwungen. Ein Kunstwerk soll versöhnen und dem wirklichen Leben seinen tiefen geistigen Gehalt offenbaren. Das thun aber unsere meisten Romane nicht. Sie versetzen uns entweder in eine Welt, in welcher man nach dem Grundsatz lebt: „Erlaubt ist, was gefällt,“ oder sie zeigen uns ihren Helden im Conflict mit einer sittlichen und socialen Ordnung, die wir als heilsam und zum wahren Wohl der Menschen nothwendig ansehen müssen. Sie schildern uns nicht Menschen, welche das wirkliche Leben mit idealem Gehalte anfüllen, sondern solche, die mit falschen Idealen an die Aufgaben des Lebens herantreten, und darum nur auf den Trümmern des Bestehenden ihr Glück finden können. Theils sind es

die socialen und staatlichen Ordnungen, theils die Institutionen der Kirche und die Grundsätze der positiven christlichen Religion, welche durch dieselben untergraben werden. Aber gerade diese ihre Richtung hat Vielen einen großen Leserkreis gewonnen. Hat doch auch die so viel gelesene Marlitt mit ihrem „Geheimniß der alten Mansfell“ eine starke Lanze für Freigeisterei gebrochen, und verfolgt der gewandte und geistreiche Paul Heyse in seinen „Kindern der Zeit“ keine andere Tendenz, als darzustellen, wie eine Lebensanschauung, die nur im Diesseits wurzelt und nur für das irdische Glück sorgt, eine tief-sittliche sein kann und weder dem Materialismus noch dem Pessimismus in die Arme zu fallen braucht. Darum pflegen denn auch in diesen und ähnlichen Romanen die Frommen, d. h. solche, welche mit der christlichen Weltanschauung Ernst machen, möglichst schlecht wegzukommen. An der widerlichen Gestalt des heuchlerischen Lüstlings will z. B. Paul Heyse augenscheinlich zeigen, daß das Christenthum heutzutage bei jedem Manne, der nicht zu den sogenannten Armen am Geiste gehört, Heuchelei sein muß, und daß nur niedere Naturen mit unlauteren Absichten sich in den Dienst der Kirche stellen können. — Andere, weniger gefährliche Romane, halten sich frei-

lich frei von jeder Polemik gegen Christenthum und Religion, aber indem sie beides ignoriren, sind sie doch mindestens dem Indifferentismus förderlich, der eben ein Leben ohne Religion zu führen sich gewöhnt. Von diesem Mangel kann man z. B. selbst den sonst so vorzüglichen Roman Gustav Freytag's „Soll und Haben“ nicht ganz freisprechen. Denn bei allen Tugenden, welche der Held des Stückes, Anton Wohlfahrt, besitzt, ist doch leider christlicher Glaube nicht verzeichnet. Also ein idealer Mensch, ein Muster und Vorbild ohne Glauben!

Man scheint indeß nach und nach zu der Einsicht zu kommen, daß es unserer Zeit vor Allem Noth thut, gegenüber dem kritischen und zersetzenden Geiste, der Alles in Frage stellt und Alles untergräbt, die altbewährten sittlichen und religiösen Potenzen wieder mehr hervorzukehren. Ich meine damit nicht die ja auch reichlich vorhandenen Bestrebungen, den irreligiösen Romanen sogenannte christliche Romane gegenüberzustellen. Sie haben auch ihre Verdienste, und was z. B. eine Maria Nathusius durch ihre Romane für Belebung christlicher Gesinnung gethan, das wollen wir nicht gering achten. Aber ein Kunstwerk, und das will doch der Roman sein, soll eigentlich nie eine bewußte Tendenz an der Stirn tragen. Der

Dichter soll im schöpferischen Drange Gestalten schaffen, die Leben haben, und schön ist es dann freilich, wenn diese seine Gestalten mitten in ihrem menschlichen Thun und Treiben sich als Christen bewähren, wenn das Kunstwerk, das der Genius des Dichters hervorbringt, von selbst zu einer Predigt für die Wahrheiten der Religion wird. Wo uns solche Kunstwerke, wo uns solche Romane begegnen, da athmen wir frische Lebensluft, da verliert auch ihre Lectüre den Opiumbeigeschmack, da schlägt der Puls nicht fieberhaft, da wird uns der Kopf nicht benommen, sondern da gehen wir erquickt und gestärkt von dem Büchertisch an die Arbeit unseres Berufs. Und solche Romane werden entstehen, wenn unsere Dichter und Schriftsteller entweder, wie Gustav Freytag in seinen „Ahnen,“ hinabsteigen in die Geschichte unseres Volkes, um uns das Wachsen und Werden desselben zu schildern und die Heldengestalten zu zeigen, welche Träger des nationalen Geistes gewesen, oder wenn sie hineingreifen in das volle Menschenleben und unser Volk belauschen bei seiner Arbeit, bei seinen Freuden und Leiden und zwar dort, wo noch gesundes Blut durch seine Adern rollt, und wo noch Zucht und gute Sitte zu finden sind. Denn Gott sei Dank, es gibt noch gesundes Blut in unserem Volke, weil es

im tiefsten Grunde sittlich und religiös ist. Und wer es versteht auch unter rauher Schaale den Kern zu finden, der wird manch kostbaren Schatz noch heben können.

Keiner hat das aber wohl besser verstanden und Keiner in dem Maße auch das Herz unseres deutschen Volkes gewonnen, als der am 12. Juli 1874 heimgegangene Friß Reuter. Denn wenn auch die niederdeutsche Mundart seiner Dichtungen nur dem Norddeutschen eine völlig vertraute Sprache ist, und demgemäß in seinem Heimathlande, in Mecklenburg und den angrenzenden Gebietstheilen Preußens, Reuter schon populär war zu einer Zeit, wo man im übrigen Deutschland seinen Namen kaum kannte, so haben doch seine Dichtungen auch in Mittel- und Süddeutschland schon soviel Verständniß, Eingang und Liebe gefunden, daß man unter den Gebildeten fast mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, bei einem Vortrage über Reuter von einem alten lieben Bekannten zu reden. Daß er ein Liebling unseres Volkes war und daß seine Schriften zu den schönsten Perlen der deutschen Literatur zu zählen sind, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Es genügt wohl, hier auf das Urtheil hinzuweisen, das Fürst Bismarck über dieselben abgegeben, als ihm Reuter im Jahre

1866 seine Werke übersandte. In einem freundlichen Dankschreiben an den Dichter sagt er: „Als alte Freunde habe ich die Schaar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißten, die in frischen, mir heimathlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben.“ Allgemein war daher die Trauer, welche die Botschaft von seinem Tode erweckte, und was ihm ins Grab nachgerufen worden ist, das zeigt ja deutlich genug, daß ein Freund des Volkes, ein guter Mensch mit ihm begraben wurde. Wenn wir aber darnach fragen, was diesen anspruchslosen Erzählungen, diesen harmlosen Geschichten aus dem Kleinleben des deutschen Volkes eine solche Bedeutung gibt, so ist es nicht bloß der gesunde Humor, der aus ihnen spricht, sondern auch die große Kunst des Dichters, selbst das scheinbar Unbedeutende des alltäglichen Lebens in seinem hohen Werthe zu zeigen und auch den einfachsten Menschen im Volke, wenn er das Herz auf dem rechten Flecke hat, als einen Träger sittlicher Ideen und als ein Werkzeug in der Hand des göttlichen Weltregierers zu schildern. In keiner seiner Dichtungen tritt uns aber das Alles so harmonisch und anmuthend entgegen, als in dem 1862 erschienenen achten Volksroman: „Ut min Stromtid.“ In diesem Werke

offenbaren sich Reuters hervorragende Talente am allseitigsten. Hier spricht zu uns eine von Liebe getragene Bekanntschaft mit den Leiden und Freuden - des Dorf- und kleinen Stadtlebens, hier leben wir uns völlig hinein in jene kleine Welt, die er uns schildert, und die in ihrer schlichten Einfachheit so viel Anziehendes bietet. Und darüber ist ein so liebenswürdiger Humor ausgegossen, daß wir aus dem Lachen kaum herauskommen, ohne daß jemals irgend eine bittere Bemerkung vorkommt, durch die wir uns verletzt fühlen könnten, und ohne Anstoß nehmen zu müssen selbst an den derberen Zügen seiner Schilderungen. Was aber dem Werke seinen höchsten Werth verleiht, ist die tiefe, sittlich-religiöse Grundlage, auf dem das Ganze ruht. Das tritt schon in der Fabel des Romanes selbst hervor. Es geht darin so zu, daß schließlich ein Jeder das Ziel erreicht, dessen er sich selbst werth gemacht hat. Ueberall blickt gleichsam der im Verborgenen waltende gerechte, heilige Gott hindurch, der Jedem nach seinen Werken gibt, der die Gerechten schließlich erhöht und die Gottlosen zu Falle bringt, der ein Tröster ist für die Betrübten und ein Vater der Seinen, der den Demüthigen segnet in seiner Arbeit und den Hochmüthigen erhascht in seiner Thorheit. Niemals fällt

es dabei dem Dichter ein, in vornehm ästhetisirender Weise oder gar in materialistischem Sinn sich über Sitte und Sittlichkeit hinwegzusetzen. Die einfachen heiligen Gebote Gottes scherzt oder philosophirt er nicht weg, sondern zeigt, wie sie in den Tafeln des Volksherzens geschrieben stehn, und wie sie dort unverkürzt und unverwischet bleiben müssen, wenn es dem Volke gut gehn soll. Dies Ihnen, hochverehrte Zuhörer, im Einzelnen zu zeigen, ist die Aufgabe, welche ich mir gesetzt habe.

Zuvor wird es aber wohl nöthig sein, Ihnen den Inhalt des Romanes in kurzen Zügen ins Gedächtniß zu rufen. Ein Mecklenburger Dekonom, Carl Havermann, ein Mann von echtem Schrot und Korn, fleißig und umsichtig, ehrlich und gottesfürchtig wie kaum ein Zweiter, hatte im Jahre 1829 in Vorpommern ein Gut in Pacht. Die Zeit war für Dekonome sehr ungünstig, da ein Pfund Butter kaum 2 Groschen und ein gemästetes Schwein höchstens 5 Thaler kostete; und da Havermann verhältnißmäßig ein sehr hohes Pachtgeld zahlen mußte, so gerieth er in Concurß. Um das Maß seines Elends voll zu machen, stirbt ihm sein Weib, die treue Gefährtin seines Lebens in Freud und Leid. Mit seinem Kinde auf dem Arm, der vierjährigen Luise, dem

einzigem Reichthum, der ihm geblieben, muß er Haus und Hof verlassen. Er wandert in seine Heimath zurück und kommt zu seiner Schwester, die an den Kammerpächter Jochen Nüßler, den wunderlichen, beschränkten, aber braven Jung-Jochen zu Regow verheirathet ist. Durch Vermittlung seines alten Freundes und Schulkameraden, des berühmten Inspektor Bräsig auf Warnitz bekommt Havermann die Inspektorstelle auf Pümpelhagen beim Kammerrath v. Rambow, während seine Tochter Luise bei dem kinderlosen Pastor Behrens zu Gürlitz untergebracht wird. Dieser sorgt in trefflicher Weise für ihre geistige Ausbildung, während seine Frau das Kind wie eine Mutter pflegt. So gehn die Jahre in Thätigkeit und stillem Frieden hin. Luise wächst zur Jungfrau heran ebenso wie ihre Cousinen und Gespielinnen, die Nüßler'schen Zwillingskinder Mining und Lining, Bräsigs besondere Lieblinge. Inzwischen hat Havermann zwei junge Leute als Volontaire angenommen, Franz v. Rambow, den trefflichen Neffen des Herrn Kammerrath v. Rambow, und Fritz Triddelitz, den leichtsinnigen aber im Grunde gutmüthigen Sohn des Apotheker Triddelitz zu Rahnstädt, zugleich Neffen des Pastor Behrens. In Beiden erwacht eine Neigung zu Luise, in dem Letzteren nur

als Ausfluß seiner allgemeinen romanhaften Liebebedürftigkeit, in dem Ersteren dagegen mit der Entschiedenheit, welche tiefen Gemüthern eigen ist. Das Gut Pümpelhagen geht mit dem Tode des Kammerath auf den Sohn desselben, Axel v. Rambow über, der dasselbe mit nicht unbeträchtlichen Schulden übernimmt, die er als Kürassierlieutenant gemacht hat. Auch in Meyow hat sich manches verändert. Die Tante Müßler hat zwei Neffen, Rudolph und Gottlieb, Söhne des Kaufmann Kurz und des Rektor Baldrian zu Rahnsstädt, in ihr Haus aufgenommen. Die beiden jungen Leute, von denen der erstere ein munterer, fröhlicher Gesell, der andere ein Pietist ist, wollen sich hier zu ihrem Candidatenexamen vorbereiten. Während Gottlieb nun bei fleißigem Studiren sein Ziel erreicht, will es mit Rudolph nicht recht vorwärts, und schließlich gibt er das Studium auf, um Oekonom zu werden. Für Beide ist der Aufenthalt im Müßler'schen Hause aber insofern gleich wichtig, als sie Beide sich in die Töchter des Hauses verlieben. Es kommt auch wirklich eine Verlobung zwischen Gottlieb und Lining einerseits und Rudolph und Mining andererseits zu Stande. Gottlieb heirathet seine Braut, nachdem er zu Gürlitz an Stelle des heimgegangenen Pastor Behrens das Pfarramt

übernommen; Rudolph kommt ebenfalls ohne große Hindernisse zum Ziele. Nachdem er nämlich seine Lehrzeit mit gutem Erfolg beendet, übernimmt er das Kammergut Rexow und heirathet seine Mining. — Schwerer wird es dem Franz v. Rambow gemacht, Luise heimzuführen, um deren Hand er nach Vollendung seiner Studien in Eldena wirbt. Das geht so zu: Axel v. Rambow, der Besitzer von Pümpel-
hagen, entfremdet sich immermehr von Havermann, weil dieser nicht auf die thörichten Wirthschaftspläne des unerfahrenen Axel eingeht und weil er ihm in seinen Geldverlegenheiten hinderlich gewesen war. Gegen Havermanns Rath nämlich hat sich Axel an den Bucherer Slusuhr gewandt, der nun im Bündniß mit David, dem Juden, und Pomuchelskopp, dem ungebildeten und habüchtigen Gutsbesitzer von Gürlik, den unglücklichen Axel völlig zu Grunde richtet. Pomuchelskopp hofft durch Wechsel, die er von Slusuhr aufkauft, den Herrn v. Rambow schließlich ganz in seine Gewalt zu bekommen und so sich auf leichte Weise in Besitz des prächtigen Gutes Pümpelhagen setzen zu können. Es kommt schließlich zwischen Axel und Havermann völlig zum Bruch dadurch, daß Havermann in den grundlosen Verdacht geräth, 2000 Thaler unterschlagen zu haben. Durch

diesen Verdacht hält Havermann nun seinen guten Namen für geschändet und weigert sich um deswillen, seine Tochter dem Franz v. Rambow zur Frau zu geben. Nachdem endlich der rechte Dieb der 2000 Thaler aufgefunden, wendet sich Alles noch zum Besten. Axel, der in seiner Verzweiflung seinem Leben ein Ende machen will, wird durch Bräsig daran gehindert und erhält Hülfe durch seinen begüterten Vetter Franz. Dieser tauscht das Gut Pümpelhagen für das Gut Hohen-Selchow ein, erwirbt dann noch Gürlitz von Pomuchelskopp und heirathet Luise. Zum Schluß treffen wir die junge Welt im glücklichen Beisammenleben an, während allerdings die ältere Generation, mit Ausnahme von Havermann, gestorben ist. Auch Frau Pastorin hat sich zur Ruhe begeben, und selbst Bräsig hat sein bewegtes Leben geendet. Aber stiller Friede und ungetrübtes Glück herrschen in Pümpelhagen, Gürlitz und Rexow.

Wenn wir hierauf nun, hochgeehrte Anwesende, an unsere eigentliche Aufgabe gehn, so wollen wir dabei in der Weise verfahren, daß wir nach kurzer Uebersicht über die Hauptfiguren des Romanes in ihrer Stellung zur Religion und zur Kirche, die religiöse Weltanschauung ausführlich darlegen, welche dem Werke zu Grunde liegt, dann zeigen, welch' eine

Art praktisches Christenthum darin uns entgegentritt, und schließlich noch die Stellung beleuchten, welche der Dichter zur Kirche, ihren Dienern und Einrichtungen einnimmt. Da haben wir zunächst zu constatiren, daß von keiner Seite ein Angriff gegen die Religion und ihre Wahrheiten versucht wird. Selbst im Reformverein zu Rahnstädt werden keine Angriffe gegen Kirche und Religion laut. Die guten alten kirchlichen Sitten werden nicht bloß respectirt, sondern mit Liebe gepflegt, das Gebet wird wiederholt in seinem köstlichen Werthe anerkannt, das tägliche Leben wird in der Furcht Gottes hingebacht und die Geschicke werden mit Gottergebenheit getragen. Havermann ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der freilich nicht viel von seiner Frömmigkeit redet, aber dieselbe durch seinen Wandel bewährt. Luise wird von den Pastoraleuten in kindlicher Frömmigkeit erzogen, und im Pfarrhause selbst ist praktisches Christenthum zu finden, das Liebe übt und im Glauben fröhlich ist. Das Nüßler'sche Haus hält auch auf Tugend und Frömmigkeit, und Frau Nüßler legt großes Gewicht darauf, daß ihre Töchter auch recht in der Religion unterrichtet werden. Franz v. Rambow stellt sich mit seiner Liebe zu Luise vor Gottes heiliges Angesicht und hat ein für alles Gute und

Gottwohlgefällige empfängliches Gemüth. — Selbst Bräsig, den die Frau Pastorin wegen seines Fluchens und wegen seiner gottlosen Wünsche für Pomuchelskopp und die übrigen Jesuwiter wiederholt für einen Heiden erklärt, und der den Feiertag zuweilen durch Erntearbeit oder durch Angeln im Laubensee entheiligt, hat im Grunde genommen ein gottesfürchtiges Herz. Bei der Confirmation seines Pathchen kann er sich der Thränen nicht erwehren, auch hilft er der Frau Pastorin bei ihrer christlichen Liebesarbeit. Er hat dabei ein zartes Gefühl für religiöse Herzensregungen und großen Respect vor der rechten Herzensstellung zu Gott. So zeigt er sich unter Anderem, als Havermann von dem Verdacht der Geldunterschlagung völlig gereinigt dasteht. Er hält die Frau Pastorin ab, sofort zu Havermann zu eilen, um ihm ihre Freude darüber auszudrücken. Er verlangt, sie soll ihn erst eine Zeit lang mit seiner Tochter allein lassen, „weil er sich wohl ein bißchen mit unserm Herrgott besprechen will.“ Da verstehn wir denn auch den freudigen Ausruf der Frau Pastorin: „Mein Gott, Bräsig! Ich habe Sie immer für einen gräulichen Heiden gehalten; Sie sind am Ende gar ein Christ.“ Und wenn er sich auch dagegen verwahrt, ebenso wie er in seiner Sterbestunde den jungen Pastor Gottlieb

nicht rufen lassen will, so sind wir doch der Meinung, daß ein Mann, der so gewaltig wie Bräsig dem Axel von Rambow in's Gewissen zu reden vermag, als derselbe sich das Leben nehmen will, gar manches von der christlichen Lehre in sein Herz aufgenommen haben muß, und zwar so, daß es ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Die religiöse Weltanschauung, die uns im Roman entgegentritt, ist im Allgemeinen die eines gesunden religiösen Optimismus, der fest daran hält, daß Gott im Regimente sitzt und Alles wohl lenket; der darum weder in unnützen Klagen über das Verderben der Menschen und die schlechten Zeiten sich Luft macht, noch im Unglück verzagt, sondern mit Gottvertrauen immer wieder an die Aufgaben des Lebens geht, dessen gewiß, daß Gott es dem Aufrichtigen schließlich doch gelingen läßt. Denn aller Segen kommt von oben. Zumal der Landmann wird auf Schritt und Tritt daran erinnert. Es wird darum die Thorheit Axels scharf gezeißelt, der nach einer gesegneten Ernte, wie der Dichter sagt (Band II., pag. 173) „unserm Herrgott de Gaven un Gnaden sacht ut de Fingern namm un sik dat gesegnete Jahr up sinen Schalm ansniden det; sogar de högern Kurnprisen kemen em so vör, as wären sei sin eigen Verbeinst.“

Wie anders ist doch Havermanns Auffassung, die uns zu Beginn des 4. Kapitels (im I. Bd., p. 70) entgegentritt: „de Inspektor kamm ut de Kirch, denn't was en Sünndag, un hei hadd den Paster sine Predigt hört un sin lütt Döchting besöcht; hei gung tau Faut den Kirchstig entlang, denn de Weg was fort, un de Dag was schön, so schön, as em Jehannsweder maken kamm; hei gung dörch sinen Weitenstag, un ein von de reinsten Freuden kamm äwer em, de, dat uns Herrgott sinen sichtboren Segen utgaten hedd äwer dat, wat wi in minschliche Hoffnung, äwer of in minschlichen Unverstand utseit herwen.“ Dieser Gott, an dessen Segen Alles gelegen, ist aber auch ein gerechter Gott. Und zwar nicht bloß insofern, als er ja schließlich Jedem geben wird nach seinen Werken. Nein, der Dichter meint, daß auch in dieser Welt die Gerechtigkeit Gottes klar zu erkennen ist. Und wenn auch Glück und Unglück verschieden vertheilt sein mögen, so liegt der Unterschied doch mehr darin, wie der Mensch es auffaßt, als in der Sache selbst. „Denn den Herrn sine Hand rekt sich äwer Jeden un ut sine Hand föllt Glück un Unglück, Trost un Bangen in'n Gliken äwer de Welt, un Jeder hett sin Deil doran; äwer de Minschen sünd nich dornach, sei willen dat Unglück in Glück verführen,

un dat Glück seihn sei för Unglück an, den Trostbeker schuwen sei von sik, as wir ehr Gall inschenkt, un dat Bangen lachen sei sik weg.“ (Bd. II., p. 246). Wenn es einmal Trübsal im Leben gibt, dann zeigt sich der liebe Gott auch als der rechte Tröster, der uns tragen hilft, was uns zu schwer wird. Kaum ist das je ergreifender dargestellt worden, als gleich in dem Anfangskapitel der Erzählung. Havermann ist in Concurſ gerathen, sein Weib* ist ihm gestorben. Während auf dem Hofe die Menschen sich um den Tisch des Auktionators drängen, der die letzten Habseligkeiten des unglücklichen Mannes den Meistbietenden zuschlägt, und während drinnen im verödeten Hause das Begräbniß seiner Gattin vorbereitet wird, sitzt Havermann, von tiefem Weh ergriffen, auf einer einsamen Bank des einst mit großer Liebe gepflegten Gartens. „Wo hei henkef, do schow sik 'ne düstere Wand för sin Dg un engte un preßte em in, dat hei ludhals' tau unsern Herrgott hadd schriggen mügg, em ut sin Nöthen tau reddden. — Un äwer em in de Eschentwigen sung de Stiglitsch un de Bauksink, un ehre bunten Farwen spelten in de Sün, un de Blattmen in den verwahrloſ'ten Goren schenkten ehren. Duft umsüs, un de Eschen gewen ehren kühlen Schatten umsüs, un dat schönste Brudpoor up de

Welt hadd sik darunner setten kunnt un hadd Flag
 un Dag meindag nich vergeten. Un hedd hei nich
 of unner desen Schatten seten mit 'ne weike Hand in
 sine harte? Hadden de Bängel nich sungen, hadden
 de Blaumen nich rafen? Hadd hei nich unner de
 Eschen drömt von den kühlen Schatten för sin Deller?
 Un wer was't denn west, de em en quicklichen Drunk
 nah en heites Dagwerk bröcht hadd? Wer was't,
 de sin Mäühen un Sorgen tru deilte un tröfte?
 'T was weg — Allens weg! — Sin Mäühen un
 Sorgen was up de Auffschon, un de weike warme
 Hand was kolt und stiw. Un dann ward den Min-
 schen woll so tau Maub', as wenn de Bängel nich
 mihr för em singen, de Blaumen nich mihr för em
 rüken, un de leirwe Sünn nich mihr för em schint,
 un wenn dat arme Hart noch ümmer furt sleiht,
 denn recht hei sine Hand woll äwer Bängel un Blau-
 men un äwer de goldene Sünn höger rup nah en
 Tröfter, vör den diese Irdenfreuden nich bestahn
 sälen, vör den äwer mal dat Minschenhart bestahn
 fall. So satt Havermann för sinen Herrgott dor,
 un sine Hän'n wiren folgt, un sine braven, blagen
 Dgen seken nah Bawen, un in ehr speigelte sik noch
 en schönern Schin as von Gottes Sünn." (Bd. I.,
 p. 7 u. 8). Wie ergreifend ist doch in diesen Worten

das unsägliche Unglück Havermanns geschildert. Und doch sehn wir durch die finstern Wolken Gottes Sonne hindurchleuchten. Der betende Havermann, der da weiß, daß alle Erdenfreuden vor Gott nichtig sind, und daß es schließlich doch nur auf Eins ankommt, nämlich ob das Menschenherz einst vor Gott bestehen kann oder nicht, dieser Havermann mit dem Blicken Himmel ist uns ein Beweis, daß im Himmel ein Tröster zu finden ist, der auch die müden Kniee wieder stärken und die zer schlagenen Herzen wieder aufrichten kann. So ist denn Gott der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, und als ein rechter Vater läßt er sich auch die Erziehung der Menschen ganz besonders angelegen sein. Gar gern vergleicht da nun der Dichter den zu erziehenden Menschen mit einer Blume. So z. B. sagt er von Luise im Hause des Pastor Behrens (Vd. I., p. 77): „Un Fru Pastern ehr Paster hedd of 'ne schöne Lilgenzwibel schickt kregen von sinen Gärtner = Fründ, Herrgott in Himmelrik.“ Er weist auch gern darauf hin, wie ganz andere Erziehungsmittel bei den Erwachsenen angewandt werden müssen, als bei den Kindern; „denn so'n Kinding stammt von unsern Herrgott un hett noch en Stück von den ewigen Fredenhimmel in sik

un von haben mitbröcht. Darum mütt Einer wol de Ollen dann un wann mal mit de Höllenstrafen äwer den Livo kommen, bi en Kind brufft Einer äwer blot mit en Tulpenstengel tau winken" (Bd. I., p. 79).

Bei solcher Anschauung von dem weltregierenden Gott kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn der Dichter von Zufall nichts wissen will. Er sieht vielmehr in dem, was die Menschen Zufall nennen, ganz besonders das Walten der göttlichen Vorsehung. So sagt er von Luise, als sie dem Franz v. Rambow entsagt hat und in der Tiefe ihres Herzens ihre Liebe verschlossen trägt: „Wenn denn uns' Herrgott süht, dat so'n Hart wacker striden deiht gegen dat Unglück un darnah tracht't, trogdem Gauds tau wirken un tau schaffen, denn helpt hei wider, un hei schickt männigen Taufall tau Hülp, an den Keiner dacht hett. Taufall nennen dat die Minschen; äwer wenn Einer richtig tausüht, denn is dat 'ne Folg' von vele annere Folgen, von de de eigentliche Ursak uns blot verborgen is" (Bd. III., pag. 75 und 76). Ueberhaupt hat unser Herrgott überall seine Hand mit im Spiel, auch dort wohl, wo man zunächst oft nichts als Thorheit sieht. Denn er weiß auch aus Bösem Gutes zu machen und benützt den menschlichen

Unverstand, um seine Zwecke zu verwirklichen. Dergleichen spricht der Dichter z. B. über die Revolution des Jahres 1848 aus. Er sagt da (Bd. III., p. 98): „Dese Unruh, de äwer de ganze Welt kamen wir, wir woll nich allein in de Minschen ehre Köpp utheft worden, un uns' Herrgott hadd sine Hand as süs dor of woll en beten mit mang, taum wenigsten hadd hei't doch taulaten, un nach dit Gewitter würd de Luft woll wedder rein warden.“

Nebenbei sei gesagt, daß die Revolution von 1848 die Veranlassung zur Bildung des Rahnstädter Reformvereins war, so daß wir ihr indirekt eine der herrlichsten Episoden in unserm Roman verdanken.

Wenn aber der Dichter das Walten der göttlichen Vorsehung in dieser Weise auffaßt, dann muß selbstverständlich das Gebet eine große Bedeutung für ihn haben. Und so ist es in der That. Es gibt wohl kaum irgend einen anderen Roman, der in so zarter Weise vom Gebet und von Gebetserhörungen spricht. Von Havermanns Gebet zu Anfang der Erzählung haben wir schon geredet. Eine schöne Ergänzung jenes stillen Ausschauens zu den Bergen, von welchen uns Hülfe kommt, finden wir im dritten Bande des Werkes (p. 215). Als Bräsig dem Havermann mittheilt, daß der wahre Dieb der 2000 Thaler entdeckt

ist, und zwar durch einen ganz besonderen Zufall in dem Sinne, wie der Dichter den Zufall auffaßt, da sagt Havermann zu Bräsig: „Bräsig, lat mi allein un segg nick's tau Lowise. — Ja, segg ehr, sei sall ruppe komen!“ — „Ja, Korl,“ säb Bräsig un stellte sik an't Finsten un kek in de Luft un wischte sik de hellen Thranen ut de Ogen, un as hei ut de Stubendör gung, kunn hei sinen Korl in de Slapstuw up de Knei liggen seihn.“ (Bd. III., p. 215).

Wie kindlich betet auch Lining für ihren Gottlieb, als er sich um die Pfarrstelle zu Gürlitz bewirbt, wie ergreifend Luise für ihren Vater, als derselbe, durch Arzel aufs Tiefste gekränkt, seinem Herzen durch bittere Worte Luft gemacht hat: „Un wat dat arme Hart dort in Haß un Jammer geflucht hatte, wusch dat Gebett von de Dochter mit ehre Thranen vull Leiw un Dankborkeit von de Tafel, wo Allens up verteikent steiht.“ (Bd. III., p. 4). Eine wahre Apologie aber für Gebetserhörnung bietet uns das Gebet Arzels. Tief verschuldet und ohne Hoffnung, jemals aus seiner verzweifelten Lage herauszukommen, mit der sicheren Aussicht, sich und sein Weib an den Bettelstab zu bringen, und mit dem drückenden Schuldbewußtsein, auch seine Schwestern um ihr Vermögen gebracht zu haben, will er sich das Leben nehmen.

In frühester Morgenstunde begiebt er sich mit seinem Revolver an den einsam im Walde gelegenen Laubensee, um dort die That zu vollbringen. Aber vor der Thür, die in das Schlafgemach seiner Frau führt, fällt er auf die Kniee, um für Weib und Kind noch einmal zu beten — „un dese Thranen, dit heite Gebett tau Gott können em reddt hewwen — wi warden't jo seihn — denn uns' Herrgott hölt uns an en lisen un unsichtboren Faden“ (Wd. III., p. 332). Er wird dann, wie wir bereits wissen, durch Bräsig daran gehindert, seinen Plan auszuführen. Bräsig hat sich nämlich zur selben Zeit auch an den Laubensee begeben, um darin Fische zu angeln. „Sehn Sie,“ säd Unkel Bräsig, „wenn Sie drei Menuten früher kammen as ich — dat wiren de drei Menuten, de hei up den Dörenjüll för sin Fru un Kind bedt habbd — denn lägen Sie da mit en Loch in den Kopf als ein abscheuliches Beispiel.“ Erwähnen wollen wir hier noch, daß selbst die allerdings biblisch nicht begründete Vorstellung von einer Fürbitte der Todten für die Lebenden dem Dichter nicht ganz fern liegt. Er drückt diese Vorstellung vorsichtiger Weise aber nur in einer dubitativen Frage aus. Als Havermann nämlich die Inspectorstelle bei dem Kammerrath von Rambow erhalten und seine

Tochter bei dem Pastor Behrens untergebracht hat, da, heißt es, kamen ihm bei stiller Abendruhe Gedanken, ob nicht eine liebe Stimme da oben für ihn gebetet habe. Bei dem Kapitel „göttliche Weltregierung,“ in dem wir uns immer noch befinden, können wir aber unmöglich die Ansichten darzulegen vergessen, die der Dichter über das Verhältniß der göttlichen Weltregierung zur menschlichen Freiheit hat. Denn auch darüber hat er sich wiederholt ausgesprochen und zwar in einer Art dichterischer Philosophie. So gleich im ersten Bande (p. 73 und 74) im vierten Kapitel. Er faßt die Sache dort so auf, daß Gott gleichsam zwei Fäden ausgespannt hat. Der eine geht durch die ganze Menschheit und umspannt die ganze Erde. Daran sind die einzelnen Menschen mittelst einzelner kleinerer Fäden angeknüpft, so daß sie sich soviel frei bewegen können, als etwa die Maikäfer, welche Kinder wohl zum Vergnügen an Fäden binden, um sie dann, soweit der Faden reicht, frei herum fliegen zu lassen. Den großen Faden hat aber an einem Ende Gott angefaßt. Mitunter zieht er ihn straff an, mitunter läßt er ihn schlaff liegen. Damit ist die menschliche Freiheit treffend dargestellt, die ja auch nur eine beschränkte ist und auf den großen Faden, an dem Gott die ganze Menschheit lenkt,

doch nur wenig Einfluß hat. In beschränktem Kreise kann der Mensch vermöge seiner Freiheit gar manches ausrichten, er kann manches Unheil anstiften und auch manches gute Werk ausführen. Aber der große Gang der Weltgeschichte wird dadurch wenig alterirt. Gott hält die Zügel in der Hand und was er sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel. Dabei ist die menschliche Freiheit noch auf eine andere Weise beschränkt, nämlich durch den zweiten Faden, der von oben nach unten, von dem Himmel bis auf die Erde reicht. Das ist gleichsam der Lebensfaden, der in Gottes Hand ruht und durch den jedem Leben Anfang und Ende bestimmt wird. Dieser Gedanke von dem Lebensfaden wird auch sonst noch weiter in dem Romane ausgeführt. So wird z. B. von solchen Menschen, die durch Bande der Liebe mit einander verknüpft sind, gesagt: „Unſ' Herrgott mag jo woll weck Minschenfaden dorhaben so tausam knüppt hewwen, dat sei neben einander henlopen, sik hier up de Erd verslingen un hir nich von einanner löst werden können. (Bd. I., p. 80).

Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Anschauung von der göttlichen Weltregierung steht auch das Uebrige, was wir zur religiösen Weltanschauung zu rechnen

haben. So ernst wie der Dichter über das Diesseits denkt, eben so ernst nimmt er es mit dem Jenseits. Ein einstiges gerechtes Gericht über Alles, was wir gethan haben bei Leibes Leben, es sei gut oder böse, gehört zu den Grunddogmen seiner Betrachtungsweise. Hienieden ist die Aussaat, dort oben die Ernte. Es gibt eine Tafel, worauf Alles verzeichnet steht, was der Mensch gethan, Gutes und Böses, und darnach wird der Mensch gerichtet. Gott urtheilt aber nicht, wie die Menschen es meist thun, nach dem Erfolg, sondern nach den Beweggründen und nach der Gesinnung. „Männig gaude Handlung,“ sagt Havermann zu Triddelfiß (Bd. III., p. 32) „hett slimme Folgen in de Welt, un mönnig slichte hett gaude; äwer för de Folgen brufen wi nich intaustahn, de liggen in 'ne annere Hand, un de Folgen maken 'ne Handlung nich gaud oder slicht.“ Ebenso gewiß aber wie auf den Tod das Gericht folgt, ebenso sicher ist die persönliche Unsterblichkeit, und ebenso bestimmt gibt es ein Wiedersehn in einer andern Welt. Einen wunderbar schönen Ausdruck gewinnt diese Hoffnung auf einstiges Wiedersehen gleich im ersten Kapitel, wo das Begräbniß der Frau Havermann erzählt wird (Bd. I., p. 17): „Det Sark würd in de Gruft laten — ein stilles Vaterunß' — 'ne Hand vull Frd —

un dat Bild von dat, wat em förre Jöhren erquickt un tröst't, freut un belewt hebb, was för sine Dgen verborgen, un wenn hei 't seihn wull, müßt hei sin Hart upslagen as en Bauk, Bladd för Bladd, bet of dit mal eins tauslaten würd, un denn? — Ja denn würd em dat leuwe Bild mal schön un herrlich wedder för Dgen stahn.“ Darum erscheint auch der Tod dem Dichter in einem verklärten Lichte. Der Tod des Pastor Behrens wird als ein seliges Entschlafen geschildert. Mit der Bibel in der Hand und mit dem Blicke auf theure Andenken und Geschenke von lieben Freunden, hat er die letzten Stunden seines Lebens verbracht; und aus der Trauer der Frau Pastorin leuchtet uns der feste Glaube an ein seliges Wiederfinden in der Freude des ewigen Lebens entgegen. Begegnen wir so überall einem durchaus positiven Verhältniß zur christlichen Religion und der christlichen Glaubenslehre, so können wir uns auch nicht wundern, daß der Dichter selbst für subtilere Kapitel aus der Dogmatik ein natürliches Verständniß hat. So ist ihm selbst der tiefe sittliche Kern der christlichen Lehre vom Teufel und seiner Macht nicht verborgen. Namentlich ist die Darstellung unübertrefflich, wie Azel von Rambow nach und nach immer tiefer in das selbstverschuldete

Verderben hineinstürzt und so schließlich ganz in die Hände des Teufels geräth. „Ja, Herr v. Rambow,“ ruft der Dichter aus (Bd. II., p. 203), „so bliwen Sei man bi, denn kann de Düwel noch mal en recht schönen Aufß an Sei hollen.“ Und bald darauf setzt er dann hinzu (Bd. II., p. 211): „äwer de Düwel is ein feiner Mann; hei söcht sik nich de Klauen un Starfen ut, wenn hei sinen Radel un Dresp in de ruge Fohr seien will, hei nimmt sik de Dummen un Swacken.“ Schließlich schildert er Azels unfreie Stellung gegenüber der Macht des Bösen mit diesen Worten (Bd. II., p. 292): „Gewt den Düwel man einen Finger, hei nimmt glif de ganze Hand, un denn leddt hei Zug, wohen hei will, un wenn't in sinen Kram paßt, denn stukt hei Zug vör sik dal, dat Zi em anbeden möt't in Angst un in Weihdag', in Noth un in Pin.“

Folgt so der Dichter der christlichen Glaubenslehre so zu sagen unbedingt durch den ganzen ersten Glaubensartikel, so ist das nicht in gleichem Maße der Fall in Bezug auf die übrigen Hauptartikel des christlichen Glaubens. Nicht als ob er sich irgendwie in Gegensatz zu denselben stellte, aber doch sind sie den Lieblingen des Dichters nicht in dem Maße in Fleisch und Blut übergegangen, um viele sichtbare

Spuren in ihrem Leben zurückzulassen. Christus erscheint wohl als der wahre Menschenfreund und das Vorbild wahrer Menschenliebe, von dem ganz neue Antriebe zur Liebe ausgegangen sind. Er ist auch der rechte Kinderfreund, der geboten hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ und im Wohnzimmer des Pastor Behrens wird mit Nachdruck der schöne Christuskopf hervorgehoben, der über dem Sopha hängt und seine segnenden Hände über die Familienbilder und die Bewohner des Hauses ausbreitet. Aber die großen christlichen Gedanken von Versöhnung und sündenvergebender Gnade Gottes in Christo kommen ebenso wenig zur Geltung, als auch sonst die eigentlichen Mysterien des christlichen Glaubens. Wir können uns darüber auch gar nicht wundern. Die religiöse Weltanschauung des Dichters ist unzweifelhaft auf dem Boden des Rationalismus erwachsen. Dieser Rationalismus, wenn er es mit seinen Grundsätzen ernst nimmt, mag freilich besser sein, als eine gemachte Rechtgläubigkeit, die sich im Leben nicht bewährt; ja er hat zu seiner Zeit unter den Pastoren und Laien treffliche Menschen und Christen aufzuweisen gehabt, die gar Manchem, der sich jetzt über sie erhebt, als Muster und Vorbild dienen könnten. So ist auch Pastor Behrens, den der Dichter mit

solcher Liebe zeichnet, ein edler Vertreter des Rationalismus. Aber eins hat dem Rationalismus stets gefehlt, nämlich der Sinn für die eigentlichen Tiefen der christlichen Lehre und das Verständniß für die Mysterien des christlichen Glaubens. Außerdem müssen wir auch zugeben, daß gerade die innere Herzensstellung zu den Heilswahrheiten des christlichen Glaubens nur schwer zum Gegenstand der Darstellung eines Romanes gemacht werden kann. Es liegt da immer die Gefahr nahe, daß diese zarten und keuschen Dinge als zur Schau getragen erscheinen, und dann ziehen sie nicht an, sondern stoßen ab. Darum ist es selbst für einen spezifisch christlichen Romanschreiber rathamer, zu zeigen, wie seine Helden sich als Christen in ihrem Leben und Wandel bewähren, als zu viel über ihre christlichen Empfindungen zu reden. Von der Bewährung des christlichen Glaubens im Leben haben wir aber in unserem Romane auch gar herrliche Proben. Die Menschen im Pfarrhause zumal leben nach dem Worte des Herrn: „Daran wird man erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“ Hier findet man wirklich aufrichtige, hingebende Liebe, da man nicht das Eigene sucht, sondern das, was des Andern ist, und da man einander dient, ein Jeglicher mit der Gabe,

die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Dabei ist man aber auch eingedenk jenes anderen Wortes des Herrn: „Was ihr einem der geringsten unter meinen Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan.“ Die christliche Barmherzigkeit hatte dort zu Gürlitz eine gute Heimath gefunden. Dafür spricht die stets hülfreiche Thätigkeit der Frau Pastorin im ganzen Dorfe, dafür spricht jedes Weihnachtsfest, an dem auch den Armen der Weihnachtstisch gedeckt wird, dafür spricht ganz besonders die angestrengte Liebesthätigkeit während der Hungersnoth 1847. Da ist es der kleine Assessor, wie sie genannt wird, Anna, die Tochter des Arztes zu Rahnstädt, welche Kunde bringt von der Noth in den einzelnen Familien der Stadt. „Un denn gung de Fru Pastern in ehr Spis'kammer un up den Vörrathsbähn un in den Keller un packte en Korf — dat ded sei sülvst, da let sei keinen anners äwer — un de beiden lütten Mätens drogen in'n Halschummern dormit af, un wenn sei wedder kemen, gewen sei sik enen Kuß un de Fru Pastern einen un Hawermannen einen un dat was't All“. (Bd. III., p. 77). Auch unter dem kleinen Geld, welches Luise für ihre stille Liebe zu Franz einwechselt, haben wir ja nichts anderes zu verstehen, als Werke christlicher

Barmherzigkeit. Und wenn der Dichter der Begehrlichkeit und Unverschämtheit gegenüber, die sich im Revolutionsjahre 1848 kund gaben, das Mitleid und das christliche Erbarmen hervorhebt, welches damals, wie er sich ausdrückt, in das Gewebe von grauer Selbstsucht durch hülfreiche Hände hineingewebt wurde als ein Faden, der vielleicht noch einmal zu einem breiten Streifen werden und das graue Gewebe rosenroth färben könnte, so hat er dabei freilich wohl nicht an die innere Mission gedacht, welche im Jahre 1848 ihren Anfang genommen, aber er hat doch den Gedanken ausgesprochen, der ihr zu Grunde liegt und dem sie auch ihre Geburt verdankt. (Bd. III., p. 114). Aber auch sonst sind viele christliche Tugenden in jenem kleinen Kreise zu finden. Wenn Bräsig außer sich geräth über die Jesuitenstreiche des Pomuchelskopp oder die Schändlichkeit, mit der Havermann um seinen guten Ruf gekommen und nun seinem Herzen in Verwünschungen Luft macht, dann ruft ihm die Frau Pastorin zu: „Bräsig, wir sind nicht die Richter über diese Leute.“ (Bd. III., p. 13). Und als schließlich Alles sich zum Besten wendet und Franz mit Luise in Bümpelshagen einzieht; da waren zwar keine Ehrenpforten aufgebaut, aber in jedem Herzen stand eine Ehrenpforte, die war auf-

gerichtet für unsern Herrgott im Himmel. (Bd. III., pag. 348).

Ganz entsprechend dem, was wir bisher gehört haben, ist nun aber auch die Stellung, die der Dichter zur Kirche, ihren Dienern und Einrichtungen einnimmt. Hier befinden wir uns freilich auf einem Gebiete, auf welchem das Menschliche eine nicht geringe Rolle spielt. In der Kirche kann sich menschlicher Irrthum, menschliche Thorheit und menschliches Verderben finden, und wo es zu finden ist, dort muß es auch gerügt werden. Deswegen übt der Dichter in dieser Beziehung Kritik, aber doch nur eine schonende, wohlwollende Kritik. Selbstverständlich ist ihm Heuchelei zuwider. Auch ist er der Orthodogie und dem Pietismus nicht hold. Darum eifert er ein wenig über die Art, wie in Mecklenburg die kirchlichen Angelegenheiten behandelt werden. So läßt er Rudolph, als er sich entschließt, der Theologie den Rücken zu wenden, um Dekonom zu werden, folgende Bemerkungen über das Candidatenexamen machen: „Und wenn ich die ganze Theologie im Leibe hätte, daß ich den gelehrten Professoren davon noch etwas in den Trog schütten könnte, sie ließen mich doch nicht durch's Examen; sie verlangen bloß, daß man ihre sogenannte fromme Gefinnung wiederkäuen

fol. Und wäre ich der Apostel Paulus selber, sie ließen mich durchfallen, wenn sie den kleinen Schmiß auf meiner Backe gewahr würden.“ (Bd. II., p. 72). Auch richtet er (Bd. III., p. 234) einen Angriff gegen das mecklenburgische Trauformular, welches darnach allerdings nicht gerade als Muster gelten kann. Wie anerkennend ist er dagegen für alles Gute, das die Kirche den Menschen bringt, und mit welcher Verehrung spricht er über die Diener der Kirche, welche ihres Amtes in rechter Treue und Liebe warten. Pastor Behrens erscheint ihm, wie schon einmal erwähnt, als das Muster eines rechten Seelsorgers. Er hat früher Havermann und Bräsig Privatstunden gegeben. Bräsig spricht sich über ihn zuerst aus und zwar, als er mit Havermann erwägt, ob nicht Luise in dem Pfarrhause untergebracht werden könne, wobei er ihm das Zeugniß fleißigen Studirens gibt. Dann heißt es von ihm (Bd. I., p. 60): „Ma' en Engel was nu ehr Paster nich, un hei was de Lekt, de sik dorför utgeww, äwer bi alle Uprichtigkeit, de von sin Gesicht lücht'te un keine Rücksichten tau kennen schinte, lag darup so'ne fründliche Nahsicht, so'n still, gaudes Wesen, dat Einer em up den ersten Blick glif för en braven Mann hollen müßt, un wenn Einer em't of ansihn kunn, dat hei sin Lewlang

sit mit irnste Saken afgewen hebbd, denn kunn hei doch — natürlich irst, wenn em de Fru Pastern den Mantel un de Böffkens asnamen hebbd — ut sine Ogen en fröhliches Hart un um sünen Mund en unerschülligen Späß flackern seihn, un dunn stunn hei dor as en Mann, de uf woll in weltlichen Dingen en gesunnen Rath gewen un 'ne hülpricke Hand utrecken kunn.“ — Seine gesegnete Wirksamkeit war namentlich dadurch mit bedingt, daß die Gemeinde, wie der Dichter sagt, (Bd. I., p. 248) nicht bloß auf seine Worte hörte, sondern auch auf seinen langen, treuen, ehrenwerthen Lebenslauf sah. Ueberall begegnet man ihm daher mit der größten Ehrfurcht, und sein Haus ist eine Stätte des Friedens und der Liebe. Nicht mit derselben Liebe wie Pastor Behrens wird Gottlieb, sein Nachfolger, beurtheilt. Er ist Pietist, und das gefällt dem Dichter nicht, obgleich er ihm das Lob eines treuen, braven und gutmüthigen Mannes gibt. Was er indeß an ihm auszusetzen hat, sind großentheils Aeußerlichkeiten, sein langes, glattgestrichenes Haar und seine ganze transcendente Erscheinung, vor allen Dingen sein gesalbtes Wesen und seine Ungeschicklichkeit, mit der er bei gutem Willen oft großes Unheil anrichtet, z. B. als er 1848 die Leute alle zur Kirche hinaus predigt. Darum

wird er auch ein wenig lächerlich gemacht, namentlich bei seiner Verlobung. Aber eigentlich ist es doch nur der Candidat Gottlieb, der herhalten muß. In dem späteren Pfarrer wird das geistliche Amt respectirt.

Soweit etwa geht die Kritik, die der Dichter übt, die wenigstens niemals verlegend ist. Im Uebrigen steht er durchaus in einem positiven Verhältniß zur Kirche und ihren Einrichtungen, falls wir nicht noch seine Stellung zur Feiertagsheiligung eine kritische nennen wollen. Doch hier scheint er nur wirkliche Nothfachen als erlaubte Feiertagsarbeit anzusehn; nur Bräsig beansprucht das Privilegium, den Sonntag durch Fischerei zu entheiligen. „Denn dies ist nicht heidnisch,“ sagt die Frau Pastorin zu Bräsig, als sie für die eben bei ihr eingetroffene Luise Havermann Betten stopfen will, „dit is 'ne Nothsak un hatt wat anners in'n Mun'n, as wenn Sie Sundagsnadmiddags Ehren Herrn Grafen finen Weiten inführen laten.“ Ganz im Sinne der Kirche spricht der Dichter sich dabei über die Unsitte aus, die Feiertage oder ihre Vorabende zu rauschenden Festlichkeiten zu benutzen. Als die Töchter des Herrn Rittergutsbesizers und mecklenburgischen Gesetzgebers Pomuchelskopp der Luise Havermann von dem Trinitatisball

zu Klostock erzählen, da sagt er: „Nun hatte Luise wohl von einer Predigt am Trinitatissonntag gehört, aber von einem Trinitatisball wußte ihre Seele nichts.“ (Bd. I., p. 127). So treffen wir auch überall in den Häusern, die uns als traute Wohnstätten lieber Menschen geschildert werden, gute kirchliche Sitte. Man geht selbstverständlich am Sonntage in die Kirche und liest auch daheim im Gesangbuch. Namentlich die christlichen Hauptfeste werden mit gläubigem, andächtigem Herzen gefeiert, und an ihnen zeigt sich der Zusammenhang zwischen Kirche und Familie ganz besonders deutlich. Hervorragend sind in dieser Beziehung das (Bd. I., p. 156—163) ausführlich beschriebene Weihnachtsfest im Pfarrhause und die Confirmationsfeier gelegentlich der Confirmation von Luise, Lining und Mining. Das erstere erscheint als ein echtes Familienfest, in welches die Sonne göttlicher Liebe hineinscheint. Welch' eine Freude im Geben und Empfangen lacht uns da entgegen! Wie harmlos ist der Zulkapp und wie liebevoll und pädagogisch zeigt sich die Frau Pastorin gegen die Dorf-kinder, welche im Pfarrhause auch ihre Bescheerung erhalten. Während ich hier jedoch nicht weiter auf das Einzelne eingehen will, um Sie nicht allzulange aufzuhalten, kann ich es mir nicht versagen, von der

Confirmationsfeier Einzelnes mitzutheilen und zwar
 zunächst den Gang Havermanns zur Kirche, worin
 sich die Bedeutung des Tages klar abspiegelt. „Haver-
 mann was desen Morgen,“ so erzählt der Dichter
 (Bd. I. p. 244), „mit Franzen nah Gürlitz tau
 Kirchen gahn, un wenn hei süs all ümmer desen
 Gang in stillen, framen Gedanken antreden bed, so
 was hüt sin Hart bet haben vull von Dank för unjern
 Herrgott sine truge Vadershand, de em sin Kind so
 wid führt hadd, denn an desen Palm=Sünndagmorgen
 süll sin Döchting insigent warden. Sei gung still
 un vör sik hen den drögen Fautstiege entlang, denn't
 hadd de Nacht en beten röst't, sin Dg lag up de
 smucke Gegend, wo de Snei noch in witten Stripen
 an de Grabenburten un in den Schatten von de
 düstern Fichten lag, un wo de gräune Roggenfaat
 in dem hellen Sünneschin all vörweg von Ostern
 redte un von Uperstahn predigte. De Schornstein=
 Hof lag up de lütten Dörper, un de Sünne drückte
 em dal, as süll dit Leiken von Minschen Mäh un
 Sorg' de helle Welt nich verdüstern, as wir süs nich
 Platz naug för all det fierliche Klingen von de Kirchen=
 glocken, dat von Sid un Wid äwer Feld un Wald
 klung. „Ach, wenn sei doch desen Dag erlewt hadd!“
 säd de oll Mann lud, as glöwte hei sik allein. —

„Wer?“ frog Franz en beten zag, as fürcht hei unbescheiden tau sin. — „Mine arme Fru, de Mutter von min leiwes Kind,“ säd de olle Mann sacht, un sek den jungen Mann mit so 'ne fründlichen, uprichtigen Dgen an, as wull'n sei seggen: Les du man ümmer tau in uns un weider nah binnen in't Hart, wi willen di Antwort gewen, un de mag jo woll lang 'naug in Di wedderklingen. „Ja,“ säd hei, „mine gaude Fru! Äwer, wat segg ik? Sei süht hüt mihr, as ik, an ehr Kind, un sei deiht hüt mihr as ik för ehr Kind, un ehre Gedanken sünd höger as de blage Hewen, un ehre Freud' quellst reiner as de goldne Sün.“ Franz gung still neben em, hei schugte sik, den Inspekter tau stüren; de oll Mann, den hei leiw hadd, kamm em hüt so ihrwürdig vör, sine witten Hor läden sik so rein üm de breite Stirn, as de witte Snei up de Ird, von sin frisches Angesicht un ut sine hellen Dgen sprok so 'ne Tauversicht, of von Uperstahn, as ut de junge Roggenfaat, un dat Allens glänzte in eine Sün von Leiw', dat de junge Mann sik nah 'ne Wil nich länger hollen künn, hei fot den Ollen sine Hand: „Hawermann, min leiw Hawermann, Sei hewwen gewiß vel Trüriges erlebt.“ — „Rich mihr,“ was de Antwort, „as anner Lüd' of', äwer naug, üm tidlewens doran tau

denken.“ — „Willen Sei't mi nich vertellen? 'T is kein Niglichkeit, de mi driivwt.“ „Worüm nich?“ un hei vertellte em sine Geschicht; äwer Pomuchelskoppen finen Namen näumte hei nich dorbi, un slot sine Vertellung, indem dat hei von sün Kind redte: „Ja, so as sei einmal min einzigste Trost was, so is sei nu mine einzigste Freud'.“

Er ahnte nicht, welche Empfindungen diese Worte in Franz wachriefen; wissen wir doch, daß für Franz die nachfolgende Confirmationsfeier entscheidend wurde. Denn das liebliche Gesicht Lufens in tiefer Andacht hatte einen solchen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß von da an eine tiefe Liebe zu ihr in ihm erwachte. Der Dichter fürchtet nun, man könne Franz den Vorwurf machen, daß er unrecht gehandelt, indem er sich gerade die Kirche zum Verliebten ausgewählt. Er vertheidigt ihn daher mit folgenden Worten (Bd. I., p. 254): „Wo soll sik äverall en jungen Minsch verleiven? Blot Sommers in Schummern in 'ne Flederlauw' un Winters in en Kotteljon up en Ball? Dor führen vele Weg' nah Rom, äwer tau de Hochtid noch gor tau vel mihr, un de sine Brudsohrt antrett, deiht kläufer, hei fängt von de Kirch ut an un nich von den Ballsaal ut, hei hett den Trualtor denn dicht in de Neg' un kann rendlich

an den Altor treden, twischen Ballsaal äwer un Truaktor, dor liggt 'ne lange, smuzige, stöwige Strat, un männigein möt mit smuzige Schauh un Stäweln in den Ehstand treden."

Das, hochverehrte Anwesende, -wäre etwa das Wichtigste, was wir aus dem herrlichen Romane anzuführen haben, um seinen religiösen Werth zu zeigen. Es läßt sich daraus freilich keine vollständige christliche Glaubenslehre zusammenstellen, aber doch soviel Glaubenslehre und Glaubensbewährung im echt evangelischen Sinne, daß man gewiß sagen kann: Wohl dem Volke, dem solcher Glaube noch allgemeine Herzenssache ist. Bis jetzt ist das, Gott sei Dank, bei einem großen Theil unseres Volkes der Fall, namentlich unter den einfachen Landbewohnern gibt es noch viel frommen Sinn und gute Sitte. Gott behüte uns, daß die modernen materialistischen, naturalistischen und atheistischen Lehren, wie sie in gebildeten Kreisen durch eine sich über Gott und Gottes Wort erhebende Weltweisheit und in den niederen Ständen durch die Socialdemocratie verbreitet werden, nicht weiter um sich greifen und den gesunden, gottesfürchtigen Sinn des Volkes ganz untergraben. Wir, die wir für die schlichten Wahrheiten unseres evangelischen Glaubens ja wohl noch

ein Herz haben und zum Theil ihre Vertheidigung und Ausbreitung uns zur Lebensaufgabe machen, begrüßen Männer wie Fritz Reuter als Bundesgenossen im Kampfe gegen den Unglauben. Auch stört uns dabei durchaus nicht, daß seine Schriften wesentlich humoristische sind. Im Gegentheil, wir freuen uns des gesunden, edlen Humors, der aus ihnen zu uns redet. Denn echter Humor ist eine schöne Gottesgabe und gedeiht nur auf dem Boden eines tiefen Gemüthes, welches die Dinge in der Welt nach ihrem wahren Werthe zu schätzen vermag und den Ernst des Lebens kennt. Wir wissen, daß Fritz Reuter mit seinen Schriften nicht dem gottentfremdeten und sittenlosen Weltgeiste hat dienen wollen oder gar das Heilige in den Staub ziehen. Nein, er hat an seinem Theile auch gearbeitet an der sittlichen Erneuerung unseres Volkes und an der Wiedergeburt Deutschlands. Freudig hat er den Sieg der Deutschen und die endlich errungene Einheit des deutschen Vaterlandes begrüßt. Aber er hat auch gewußt, daß nur durch sittliche und religiöse Vertiefung unser Volk sich des errungenen Zieles werth machen kann, und in seinen Schriften hat er gezeigt, welches der rechte Sinn ist, bei dem Hoch und Niedrig erhalten werden muß, wenn nicht auf die ruhmvollen Tage eine Zeit

größter Demüthigung und Erniedrigung folgen soll. Ja einig und stark, fromm und demüthig, treu und standhaft, so hat er sich unser Volk gewünscht, und das Ziel seiner Bestrebungen hat sein nun auch heimgegangener Freund, der Generalsuperintendent Petersen, am Schluß seiner herrlichen Grabrede treffend in ein Wort des Dichters Max von Schenkendorff zusammengefaßt, das auch wir uns aneignen wollen:

Das ist das Volk im Herzen
Der heil'gen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft,
Das ist die Gottesweih, e,
Die Deutschlands Würde schafft.



Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen.
Verlag von A. Stenger in Erfurt.

Die

Predigt der Gegenwart

für die

evangelischen Geistlichen und Gemeinden.

Eine homiletische Zeitschrift zur Belehrung
und Erbauung.

Unter Mitwirkung der namhaftesten Geistlichen und
literarischen Vertreter der freieren Richtung des
In- und Auslandes

herausgegeben von

Dr. Wendel,

Ephorieadjunct in Thalbürgel bei Jena.

Dreizehnter Jahrgang.

Jährlich erscheinen 10 einfache Feste à 3 bis 4 Bogen oder
5 Doppelhefte à 6 bis 7 Bogen zum jährlichen Preise
von 7½ Mark.

Unsere Zeitschrift will vor Allem der Kräftigung und
Läuterung des vielfach bedrohten und gesunkenen kirchlichen
Lebens unserer Tage durch Vermittelung und Erneuerung einer
gesunden, ächt protestantischen Predigt dienen; einer Predigt,
die auf dem unerschütterlichen Grunde der in der heiligen Schrift
enthaltenen christlichen Heilswahrheit fest beharrend, zugleich Ernst
macht mit den unvergänglichen Grundsätzen und geistigen Er-
rungenschaften der Reformation; einer Predigt, die das frisch
pulsirende Leben der Gegenwart mit dem Geiste Christi also
durchbringen will, daß der Herr in seinen Bekennern Gestalt
gewinnt, und Diejenigen der Kirche wiedergewonnen werden,
die dem, ihnen angeblich entfremdeten Christenthume näher
stehen, als sie selbst glauben und ahnen.

Unsere „Predigt der Gegenwart“ wendet sich darum wieder-
holt an das gebildete Laienpublicum und vorzugsweise an die-

jenigen Geistlichen, welche nicht als bloße Miethlinge ihr Amt betreiben, sondern, voll edeln Strebens, den ganzen Ernst der Gegenwart, ihrer Bedürfnisse und Anforderungen, ihrer Kämpfe und Gegensätze, ihrer drohenden Mächte und weltgeschichtlichen Krisen sich zum Bewußtsein bringen.

Der Inhalt unserer Zeitschrift zerfällt in vier Abtheilungen.

- I. Abth. Predigten, Amtreden, Skizzen, Dispositionen in sorgfältiger und so weit möglich, musterhaltiger Auswahl. Letztere stets einige Wochen vorausgebracht über die landesüblichen Perikopen.
- II. Abth. Aufsätze. Insbesondere:
 - a. Abhandlungen, Anregungen, fördernde Winke zur Predigt der Gegenwart und damit zusammenhängender kirchlicher Zeitfragen.
 - b. Lebensbeschreibungen und Charakteristiken hervorragender Kanzelredner aus älterer und neuerer Zeit.
- III. Abth. Recensionen, Kritiken und Anzeigen sowohl einzelner Predigten, als geeigneter Predigtsammlungen und bedeutender, für den Prediger der Gegenwart wichtiger literarischer Novitäten.
- IV. Abth. Kirchliche Nachrichten in
 - a. Original-Correspondenzen aus dem Kreise praktischer Amtswirksamkeit;
 - b. Kurzen Nekrologen und kirchlichen Personalmeldungen, besonders in homiletischer Beziehung.

Unsere bisherigen Bemühungen sind, Dank der thätigen und werthvollen Mithilfe unserer geehrten Mitarbeiter, durch Gottes Gnade nicht ohne Erfolg geblieben. Unsere Zeitschrift hat sich bereits in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes und darüber hinaus, in Amerika und der Schweiz, Freunde und Theilnehmer erworben, und die Stimme der Kritik hat sich allseitig wohlwollend und ermunternd darüber ausgesprochen. Aber es bedarf noch einer viel allgemeineren Theiligung, besonders von Seiten der Geistlichen, soll sie anders in Stand gesetzt werden, ihre Aufgabe immer vollkommener erfüllen zu können. Diese allgemeinere Theiligung dürfte besonders durch Vereinigung mehrerer benachbarter Amtsrüder zum Abonnement auf die „Predigt der Gegenwart“ wesentlich erleichtert werden, und dem so langwierigen und ungenügenden Wege durch größere theologische Lesezirkel bei weitem vorzuziehen sein, da durch ein verhältnißmäßig sehr geringes Opfer die schnelle und dauernde Benutzung der „Predigt der Gegenwart“ erworben werden kann.

Probehefte werden durch jede Buchhandlung auf Verlangen geliefert.

Druck von A. Stenger in Erfurt.
